

# Die neue Generation

## Vietnamkrieg, Mondlandung und Studentenbewegung

Die Welt hatte sich seit dem Ende des 2. Weltkrieges verändert. Nachrichten gelangten schneller um den Globus. Die Kommunikation wurde rascher und intensiver. Damit konnten Trends und Inhalte von Bewegungen und Gegenbewegungen schneller transportiert werden.

Kalter Krieg und ideologische Teilung Europas, getrennt durch den Eisernen Vorhang und Mauern, aber auch erbarungsloser Krieg der Amerikaner in Indochina, Korea und Vietnam prägte. Die Jugend begann sich aufzulehnen, wollte eine Gegengesellschaft bilden. Weltweit wurde gegen den Vietnamkrieg demonstriert, aber auch gegen Rassendiskriminierung. Angela Davis, Martin Luther King und Che Guevara wurden zu Galionsfiguren der Jugend. Auch die Musikszene wurde vielfältiger und prägte ganze Generationen. Jugendliche formierten sich in Bewegungen – Mods, Teds, Hippies, Skins und Punks – jede Kultur mit eigenen Bekleidungsansprüchen und Musik.

Die Studentenbewegung politisierte, wollte Demokratie beim Wort nehmen und umsetzen. Demgegenüber stand rigides Vorgehen der Politik. Als Antwort auf zaghafte Reformen des Prager Frühlings rollten und schossen sowjetische Panzer. Bei Demonstrationen im „goldenen Westen“ wurde Tränengas eingesetzt und Teilnehmer<sup>4</sup> erschossen. Auf Leitfiguren der Studentenbewegung<sup>5</sup> wurden Attentate verübt. Junge Extremisten gingen in den Untergrund, nahmen Persönlichkeiten aus Wirtschaft und Politik als Geiseln, schmissen Bomben, zerstörten Leben – auch ihr eigenes. Terrorattentate und Flugzeugentführungen hielten die Welt in Atem. Die Amerikaner landeten auf dem Mond.

In Österreich war das alles auch zu spüren – nur abgeschwächt und oft verzögert.

Jahrelang war „Die Hitparade“ mit Eva Maria Kaiser und „Die Musicbox“ mit Andre Heller – immer nachmittags um 15 Uhr – die einzigen Musiksendungen, in denen Musik für die Jugend gespielt wurde.

Literatur und Liedern, die im Dialekt verfasst waren, wurde die Ernsthaftigkeit und Seriosität lange abgesprochen. Meine Deutschlehrerin im Gymnasium konnte das Wort „Rozznjogd“<sup>6</sup> gar nicht aussprechen und schrieb es an die Tafel.

Jugendliche kämpften mit den Eltern um jeden Zentimeter Haarlänge und um die Blue Jeans, die unten ausgefranst sein mussten, von Müttern aber stets abgeschnitten und feinsäuberlich gesäubert wurden. Alle, die längere Haare hatten, wurden „Gammler“ genannt und das tägliche Leben wurde erschwert durch einen Generationenkonflikt, der in vielen Facetten ausgetragen wurde. So nannte Andre Heller einen bei unseren Eltern allseits beliebten Unterhalter<sup>7</sup> das „Brechtreizmittel der Nation“ und der Parteivorsitzende der SPÖ und spätere Bundeskanzler Bruno Kreisky Günther Nenning einen „Wurstel“.

Anfang der 70er Jahre entstand in Österreich auch ansatzweise eine autonome Frauenbewegung und – anfangs noch zaghafte – eine Ökologiebewegung.

Im Sommer 1976 sorgte die Besetzung des Auslandsschlachthofes in St. Marx für Schlagzeilen. Dieser sollte abgerissen werden, wurde von Jugendlichen besetzt und über drei Monate gehalten. Es gab dort eine Gemeinschaftsküche, ein Kinderhaus, ein Frauenhaus, Künstlerwerkstätten. Alle Beschlüsse wurden demokratisch im Plenum gefasst – auch das Ende der Besetzung am 6. Oktober. Am 12. Oktober überrollten dann die Planiermaschinen das Gelände. Der Inlandsschlachthof wurde als Ersatz

## Die Jugend lehnt sich gegen die herrschende Gesellschaft auf

## Besetzung führt zum Kulturzentrum Arena

# 1. Jugend-Infocenter

## Studentenbewegung solidarisierte sich mit Randgruppen, auch mit Heimkindern

zur Verfügung gestellt und wird seit 1977 als Autonomes Kulturzentrum Arena geführt.

1978 sprach sich eine knappe Mehrheit der ÖsterreicherInnen gegen das Atomkraftwerk Zwentendorf aus. Die Regierung reagierte darauf eher beleidigt. Die Alternativ- und Ökologiebewegung erhielt dadurch jedoch Auftrieb und konnte auch 1984 bei der Besetzung der Hainburger Au auf breite Unterstützung der Bevölkerung zählen. Den jugendlichen Besetzern, die nicht permanent in der Au sein konnten, wurde am Heimweg nach einer Nacht in der Au in der Straßenbahn von älteren Menschen Platz gemacht. Erkannt wurden die Aubesetzer am Stroh in den Haaren und rinnenden, roten Nasen, denn die Besetzung der Au fand im Dezember statt.

Viel war in Bewegung. Die ersten Frauenhäuser entstanden. Für autonome Projekte gab es offene Ohren und Subventionen. In der Gassergasse wurden die Räumlichkeiten der WÖK, die umgesiedelt war, besetzt. In diesem Haus richteten die Besetzer zwei Alternativschulen und zwei Kindergruppen ein. Als das Objekt zwei Jahre später doch abgerissen wurde, stellte die damalige Jugendstadträtin Gertrude Fröhlich - Sandner ein Ersatzobjekt in der Hofmühlgasse zur Verfügung. Es entstand tatsächlich eine Art Gegengesellschaft mit Wohngemeinschaften, Lebensgemeinschaften ohne Trauschein und Kindergruppen in Elternselbstverwaltung.

### Der neue Weg des Jugendamtes

1968 begannen SozialarbeiterInnen und SozialpädagogInnen Jugendliche nach ihrer Entlassung aus der Heimerziehung nachzubetreuen. Dieses Projekt, vom Jugendamt gemeinsam mit dem Verein „Rettet das Kind“ durchgeführt, war der Vorläufer für die spätere

Jugendintensivbetreuung, die auch der Vorbeugung von Heimunterbringungen diente. 1975 wurde die erste Sozialarbeiterin des Jugendamtes als hauptamtliche Jugendintensivbetreuerin eingesetzt.

Als Reaktion auf neue Tendenzen in der Jugendbewegung wurde 1973 das erste Info-Center eröffnet. SozialarbeiterInnen, PsychologInnen und ein Psychiater betreuten Jugendliche mit diversen Problemen, gaben aber auch Auskünfte über Freizeitangebote; und es gab eine Art Clubbetrieb. Ebenso wurden Schwerpunktaktionen wie „Schüler mit Problemen“ zur Zeit der Zeugnisverteilung durchgeführt. In den folgenden Jahren folgten weitere Info-Center. Jenes in der Röttergasse hatte 1980 auch eine Zeitlang die Funktion eines Kinderschutzzentrums, wo Jugendliche kurzfristig übernachten konnten.

1973 trat ein neues Jugendschutzgesetz in Kraft, das auf Drogenmissbrauch oder Benutzung von Spielautomaten rigoros reagierte, andererseits Bereiche, wie z.B. Besuche von Tanzveranstaltungen liberalisierte. Das Jugendamt gab als Aufklärung zum neuen Gesetz die Broschüre „Wasser bis zum Hals“ heraus.

Die Studentenbewegung solidarisierte sich mit Randgruppen, zu diesen zählten auch Heimkinder. SozialarbeiterInnen, SozialpädagogInnen und PolitikerInnen begannen, sich mit den Grenzen der Möglichkeiten der Heimerziehung auseinanderzusetzen. Die Heimerziehung war noch immer durch eine Weisung aus dem Jahr 1952 geregelt. Bei Fehlverhalten wurde mit Entzug von Begünstigungen bis zur Vorführung vor den Heimdirektor reagiert. Letzteres war schlimmer als Ersteres. Briefe an zu Hause wurden zensuriert. Es entwickelte sich eine Protestbewegung gegen Heimerziehung. Betroffene, aber auch SozialpädagogInnen und SozialarbeiterInnen zeigten Missstände auf. Die

„Spartakusbewegung“ – eine Aktion gegen Heimerziehung – gab die Zeitschrift „Nachricht für Unzufriedene“ heraus. Die Parole war „Öffnet die Heime!“.

Die anhaltende Kritik an der Heimerziehung führte zur Enquete „Aktuelle Fragen der Heimerziehung“ im Wiener Rathaus im Jänner 1971. Protestierende Jugendliche störten die Eröffnung der Tagung. Die „Wiener Heimkommission“ wurde eingesetzt und erarbeitete Reformvorschläge. So wurden die Ausgangsregelungen gelockert und Taschengeld eingeführt, die Gruppengrößen reduziert, es wurden nach Alter gestaffelte Gruppen eingeführt.

Im Heim Wilhelminenberg wurde eine Familiengruppe eingerichtet, in der Buben und Mädchen im Volksschulalter gemeinsam in einer Gruppe lebten, die von einem Erziehersteam kollektiv geführt wurde, das durch Mitarbeiter der Universitätsklinik für Neuropsychiatrie des Kinder- und Jugendalters supervidiert wurde. Daraus entstand dann das Therapiekinderheim „Im Werd“, wo Kindern therapeutisch orientierte Betreuung angeboten wurde.

## Von „Teamarbeit“ zum Großsprengel

Jedoch nicht nur die Heimerziehung schrie nach einer Reformierung, auch in der Sozialarbeit, wurde die Forderung laut, auf die veränderten Bedingungen in der Gesellschaft, in den Familien zu reagieren. Das Jugendamt veranstaltete laufend Enqueten, um die Forschungsergebnisse aus Psychologie, Pädagogik und Psychiatrie für die Praxis der Sozialarbeit nutzbar zu machen. Die Enquete „Moderne Familienfürsorge“ im Jahr 1974 leitete die Entwicklung von der traditionellen Jugendfürsorge zur „Sozialarbeit im Dienste der Familie“ ein. Das Angebot des Jugendamtes sollte verstärkt Servicecharakter aufweisen.



Kinderzimmer im Heim Hohe Warte

Im Anschluss an diese Enquete wurde eine Kommission unter der Leitung von Univ.Prof.Dr. Spiel eingesetzt, die Vorschläge für eine Neuorganisation des Jugendamtes ausarbeiten sollte. Das erste Ergebnis war die Einführung von „Teamarbeit“ in drei Modelljugendämtern. Eines davon war das Jugendamt Ottakring. Diese Teamarbeit sah vor, dass der Amtsleiter, die FürsorgerInnen, der Psychologe und ein von der Klinik beigestellter Psychiater regelmäßig Fallbesprechungen durchführen sollten. Weitere Ergebnisse waren die Durchführung von Gruppenarbeit mit Kindern und Müttern sowie die Errichtung von Freizeitzentren für Jugendliche. In einem Interview mit der Zeitschrift „betrifft: Sozialarbeit“ erklärte der damalige Abteilungsleiter Obersenatsrat Dr. Prohaska:

*„Es ist unsere Absicht, die Sozialarbeit näher an den Klienten heranzubringen. Dazu müssen bestehende Strukturen, die vielleicht heute nicht mehr ganz zeitgemäß sind, den gesellschaftlichen Realitäten angepasst werden. Der Charakter des Jugendamtes als Helfer der Familie und Anwalt der Jugendlichen soll stärker betont werden.“*

Jugendamt:  
Helfer der  
Familie, Anwalt  
der Jugendlichen

*Wir meinen, dass eine Differenzierung und Regionalisierung der Angebote der sozialen Dienste ein Weg dazu wäre, klientenzentrierter zu arbeiten. (...) Wir verfolgen mit diesen Modellen zwei Ziele: größere Effektivität für den Klienten und natürlich auch größere Attraktivität für die Sozialarbeiter durch Verbesserung des „Betriebsklimas“. Damit ist natürlich die Hoffnung*

aus, in der sie sich kritisch mit Methoden der Sozialarbeit, aber auch Entwicklungen und Tendenzen in der Gesellschaft auseinandersetzen. Themen wie Gastarbeiter, Drogenmissbrauch, Fristenlösung, mangelnde Bildungschancen und Gleichberechtigung der Frauen wurden behandelt. 1979, anlässlich des fünfjährigen Bestehens der Zeitung, wurde eine „Sozialarbeitermesse“ veranstaltet, bei der neue und alternative Projekte im Sozialbereich aus ganz Österreich vertreten waren.



Titelseite von „betrifft: Sozialarbeit“ vom Juni 1979

Im Jugendamt hielten neue Ansätze Einzug. Junge Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter brachten neue Ideen ein und erkämpften deren Umsetzung. Im Jugendamt Ottakring verließen fünf Kolleginnen und Kollegen erstmals die traditionelle Sprengelsozialarbeit, indem sie ihre jeweiligen Sprengel (Bezirksgebiete) zu einem Großsprengel zusammenschlossen und die anfallende Arbeit nach Bedarf, Interesse und Neigung untereinander aufteilten.

Dieses Großsprengelmodell sollte in den kommenden Jahren, neben dem herkömmlichen Einzelsprengelsystem, von vielen anderen Bezirksjugendämtern übernommen werden. Es hatte den Vorteil, dass die SozialarbeiterInnen im Team arbeiten und reflektieren konnten, was die Qualität der Angebote steigerte.

Eine der Mitbegründerinnen des ersten Großsprengels war Brigitte Zinner, heute Leiterin des Dezernates Jugendwohlfahrt. Sie begann 1975 am Jugendamt Ottakring, durchlief die übliche Einschulung von einem Jahr und tat sich dann mit anderen ebenfalls relativ neuen Kolleginnen und Kollegen zusammen. Sie schildert diese Zeit der Reformschritte, in der auch die Aufgaben der Organisationsfürsorgerin und der Fachfürsorgerin für Erziehungsfragen in der Person der Funktionsfürsorgerin zusammengefasst wurden:

*verbunden, dass diese Angebote, die eher den Erwartungen der jüngeren Sozialarbeiter entsprechen, auch angenommen werden.“*

SozialarbeiterInnen hatten sich – in ihrer Freizeit – zum AKS<sup>8</sup> zusammengeschlossen und gaben oben erwähnte Zeitschrift „betrifft: Sozialarbeit“ her-

Kritische  
SozialarbeiterInnen  
geben Zeitschrift  
heraus

„Ich bin damals bewusst zum Jugendamt gegangen, auf Grund der Frustration während des Jugendamtspraktikums in der Ausbildung, mit dem ich irrsinnig unzufrieden war. Ich war entsetzt über die Art der Sozialarbeit, die dort geleistet wurde. Das Jugendamt war schrecklich rigid, grauslich zu den Klienten. Also, ganz das Gegenteil, was wir uns unter Sozialarbeit vorgestellt und vorgenommen hatten. Ich hatte einen Sprengel, und Sprengel hat damals bedeutet: 100 Kinderkarten, angeordnet mindestens 20 Hausbesuche im Monat, wobei es dafür keine Qualitätsmerkmale gegeben hat. Hausbesuche waren auch Mündelbesuche, wo man halt Mündel besucht hat und geschaut hat, ob eh alles in Ordnung ist. Aber auch ganz schwierige Hausbesuche, so wie das heute auch ist, also Hausbesuche in der jetzigen Qualität, wo man wirklich versucht hat, was abzuklären und zu besprechen. Mit meiner Einschulung war ich sehr unzufrieden und zum Teil war ich als „Dissidentin“ unterwegs, was mich unheimlich motiviert hat besonders viele Hausbesuche zu machen, weil dort konnte ich mit meinen Klienten so reden, wie ich mir das vorgestellt habe und niemand hat sich eingemischt. Im Amt war es so, dass die Klienten den Namen der zuständigen Sozialarbeiterin nicht wissen durften, nach der Sprechstunde hatte niemand mehr zu kommen. Es wurde unheimlich viel und schnell „überstellt“. Das Ziel, mit den Klienten an einer Veränderung zu arbeiten, gab es einfach nicht. Die hätten machen sollen, was Sache ist oder die Kinder waren halt weg. Gleichzeitig gab es aber diese angeordneten Teams, wo es geheißt hat, man setzt sich zusammen und bespricht Fälle. Da konnte man aber nicht offen reden, weil sonst der Amtsleiter dreingefahren ist, was dazu geführt hat, dass die Funktionsführerin irre Anstrengungen unternommen hat, dafür zu sorgen, dass

Fälle in geordneter Weise besprochen wurden. Diese Teamarbeit war sehr frustrierend, weil das keine Veränderung für die Klienten gebracht hat. Die Idee zum Großsprengel entstand dann auch aus so einer Frustration heraus. Wir sind dagesessen und haben gesagt, jetzt schmeißen wir alle unsere Fälle auf einen Haufen und jeder nimmt sich die Fälle, die er betreuen will. Damals hat gerade die „große Reform“ am Jugendamt begonnen, die neue Fachaufsicht war fortschrittlicher als die Strukturen insgesamt und als viele Kolleginnen an der Basis. Konkret haben wir 1977 mit dem Großsprengel begonnen. Wir haben erstmals die Fälle bewertet und in Betreuungsfälle und Evidenzkarten geteilt. Das war ein ganz wichtiger Schritt, den Kataster aufzuteilen und die Fälle zu bewerten. Es war auf einem viel niedrigeren Niveau als wir das heute tun, aber es war wichtig, nicht zu sagen ich habe 80 Kinderkarten, sondern 20 Betreuungsfälle, das bedeutet, da hab ich ein Ziel, da bemühe ich mich um eine Veränderung. Für die Evidenzkarten, das waren Mündelkarten, aber auch jene Kinder, die fremduntergebracht waren, waren wir alle verantwortlich. Für die Betreuungsfälle immer nur einer. Unsere Klienten konnten auch nach 9 Uhr in die Sprechstunde kommen und trotzdem hieß das nicht, dass wir alle ständig Sprechstunden machen mussten, weil wir ja zusammenarbeiteten und uns gegenseitig vertraten. Der Amtsleiter war absolut dagegen, weil damals waren alle „Zusammenrottungen“ verboten und haben große Ängste ausgelöst. Vielleicht aber auch deshalb, weil solche Leute auch gespürt haben, da tut sich etwas und da ist einiges im Begriff sich zu verändern. Es war nicht erwünscht, dass sich die „Latzhosen-Sozialarbeiter“ zusammenschließen und eine Front bilden. Es gab viel Widerstand auch von Seiten der Kollegen aus den Einzel-

## Kritik an der Praxis der Sozialarbeit, neue Modelle zur Verbesserung

*sprengeln. Denen machte vor allem die Verwässerung des Parteienverkehrs und die Einführung der Abendsprechstunde Angst. Die hatten einfach Sorge, dass dieser Stil von ihnen übernommen werden muss. Unterstützung erhielten wir da von der Fachaufsicht, der dieser klientenorientierte Umgang gefallen hat und nicht zuletzt auch vom Dezerenten und vom Abteilungsleiter. Denen war in der Reformierung halt auch wichtig, dass sie was herzeigen konnten. Es hatte aber auch tatsächlich Auswirkungen auf die Haltung der Abteilung. Man hat erstmals methodisch-fachliche Tendenzen gelebt und auch unterstützt und die nachkommende junge Basis hat sich dann auch mehr getraut, ebenfalls Veränderungen anzugehen. Es folgten dann weitere Grobsprengel in anderen Ämtern. Es war aber auch der damalige Zeitgeist, der Veränderungen möglich machte.“*

## **Von der Fürsorgerin zur Sozialarbeiterin, vom Jugendamt zum Amt für Jugend und Familie**

Auch inhaltlich passte sich das Angebot des Jugendamtes den Bedürfnissen der Familien und Jugendlichen an. So wurde ergänzend zur traditionellen Kinder- und Jugenderholung der „Familienurlaub“ eingeführt. Finanziell schlecht gestellten Familien wurde die Möglichkeit geboten, zwei Wochen in extra angemieteten Pensionen Urlaub zu machen, begleitet von Betreuern. Der erste Familienurlaub im Jahr 1979 hatte noch sehr sozialtherapeutischen Charakter. Ebenfalls im Jahr 1979 richtete das Jugendamt in Zusammenarbeit mit dem Verein „Rettet das Kind“ das Projekt Streetwork ein. Junge Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter arbeiteten dort, wo sich die Jugendlichen aufhielten – also auf der Straße, in Parks und U-Bahnstationen und in Beisl. Anony-

mität, Parteilichkeit und Freiwilligkeit des Kontaktes waren oberstes Prinzip, weshalb die SozialarbeiterInnen auch nicht vom Jugendamt, sondern vom Verein „Rettet das Kind“ angestellt wurden. Dieser Status von Privatangestellten ließ ihnen mehr Frei- und Spielraum. Eine Streetworkgruppe arbeitete in der Drogenszene, die andere im Jugendbereich mit sogenannten Randgruppen wie Fußballfans.

In den frühen 80er Jahren hatte das Phänomen der randalierenden Fußballrowdies auch Österreich, vor allem Wien, erreicht. Meldungen von Schlägereien auf Fußballplätzen und demolierten Stadtbahnwagons an Matchtagen regten die Bevölkerung auf und veranlassten die Stadtregierung zu reagieren. Vor allem auch deshalb, da den Fußballrowdies auch Kontakte zur rechtsextremen Szene nachgesagt wurden. Diese waren, wenn auch nur im geringen Ausmaß, tatsächlich vorhanden. In den Bezirksjugendämtern wurde verstärkt Soziale Gruppenarbeit für Kinder und Jugendliche angeboten, ebenso Mütterstunden und Pflegeelternstunden. Am 10. November 1981 beschloss der Wiener Stadtsenat in seiner Sitzung die neue Amtstitelverordnung. Fürsorgerinnen erhielten die Bezeichnung Sozialarbeiter und zwar in den Dienstklassen III bis V, ab Dienstklasse VI lautete die Bezeichnung Amtsrat. Die Sitzungsprotokolle wurden jedoch bis April 1982 noch „Sitzungsprotokoll der Funktionsfürsorgerinnen“ genannt und erst danach „Protokolle der Sitzung der leitenden Sozialarbeiter“. Erst später wurde wieder die weibliche Bezeichnung eingeführt. Allerdings hielt sich im Volksmund der Ausdruck „Fürsorgerin“ noch lange Zeit sehr hartnäckig. Die Ausbildungsstätten warben ja schon lange mit dem Begriff Sozialarbeit und dem Slogan „Sozialarbeit ist mehr als Fürsorge“.

Im Herbst 1983 kam es auch zu einem

außergewöhnlichen Treffen zwischen den Jugendämtern Wien und München. Ein Fußball- und Volleyballturnier in der Sporthalle Liesing<sup>9</sup> fand statt. Eine Auswahl des Wiener Jugendamtes spielte gegen die „Scharfen Socken Jugendamt München“. Dabei kam es fast zu einem Eklat, als der Legionär<sup>10</sup> der Wiener wenige Sekunden vor dem Schlusspfiff den Ausgleich zum 4:4 schoss und triumphierend den Mittelfinger hob, eine Geste, die ihm viel Kritik einbrachte, weshalb er zum Rückspiel nach München nicht mitgenommen wurde. Die Revanche der Münchner beim Heimspiel im Frühjahr 1984 war dann auch fürchterlich. Ein Spieler<sup>11</sup> der Wiener, erinnert sich noch, dass „ma obissn ham“. Das Spiel endete 11:4. Wie der Wettstreit der Frauen im Volleyball endete, konnte ich leider nicht mehr in Erfahrung bringen.

1984 fand in den Räumen der Kinderübernahmestelle, also des Julius Tandler Zentrums, die Ausstellung „Wien und seine Kinder“ des Psychologischen Dienstes des Jugendamtes statt, die die Entwicklung der Jugendwohlfahrt aufzeigte.

Am Ende des Jahrzehnts trat ein neues Jugendwohlfahrtsgesetz (JWG) in Kraft. Uneheliche Mütter wurden automatisch mit der Geburt ihrer Kinder auch deren gesetzliche Vertreterin. Aber auch die Tätigkeit im Jugendamt, das nun „Amt für Jugend und Familie“ hieß, wurde klarer geregelt. Erstmals wurde unterschieden in „Soziale Dienste“ (§12) und „Unterstützung der Erziehung“ (§33), diese bedurften ab diesem Zeitpunkt einer schriftlichen Vereinbarung mit den Erziehungsberechtigten.

Eine Studie der Arbeiterkammer hatte endlich bewiesen, dass Kinder berufstätiger Mütter keine schlechteren Entwicklungschancen hatten. Auch sickerte langsam ins Bewusstsein der Menschen, dass Väter an der Erziehung

ihrer Kinder maßgeblich beteiligt sein sollten. Das Amt für Jugend und Familie setzte auch dazu einen Schritt, indem es die allseits bekannte Mutterberatung in „Elternberatung“ umbenannte. Die dort diensthabenden SozialarbeiterInnen sollten in den zu führenden Statistiken auch die anwesenden Väter zählen, allerdings blieb diese Spalte oft leer. Die nun Elternberatung genannte Mutterberatung blieb weiterhin ein zentraler Aufgabenbereich, allerdings wurden die SozialarbeiterInnen mit den Aufgaben, die sie dort hatten, bzw. mit den Bedingungen immer unzufriedener. Die zum Teil noch aus der Zwischenkriegszeit stammenden und seither kaum adaptierten Räumlichkeiten boten keine Gelegenheit für Beratungsgespräche, da es keinerlei Rückzugsmöglichkeit

## Neues Jugendwohlfahrtsgesetz, Amt für Jugend und Familie, Elternberatung



Beim Abwiegen in einer Mutterberatung

gab und zwischen wartenden Müttern und schreienden Babys und Kleinkindern, zwischen wiegen und messen war kein Platz dafür. Auch wurde die Forderung nach zusätzlichen Angeboten für junge Eltern laut. Stillgruppen, Krabbelrunden, Müttercafés sollten angeboten werden. Mit der Schaffung der ersten Eltern-Kind-Zentren wurde das Angebot beträchtlich erweitert und attraktiver gemacht. 1992 folgte dann das erste Besuchscafé.

<sup>9</sup> An Ort und Zeit erinnerte sich noch der MAG ELF Psychologe Dr. Claus Hollmann

<sup>10</sup> Streetwork-Leihgabe Willi Ruthner

<sup>11</sup> Alfred Otti

## „Wirtschaftliche Hilfen“ zur finanziellen Unterstützung

Das neue Wiener Jugendwohlfahrtsgesetz (Wr. JWG) brachte aber eine zusätzliche Ressource, die von den SozialarbeiterInnen sehr begrüßt wurde. Mit der Möglichkeit von „Wirtschaftlichen Hilfen“ nach § 18 Abs 3 Wr. JWG konnten Familien in Krisensituationen finanziell unterstützt werden und somit sinnvolle Interventionen gesetzt werden. Auch sah das Ansuchen vor, dass Hilfesuchende selbst ihre Notlage beschreiben und aktiv mitarbeiten mussten.

Bedingt durch die dramatischen Ereignisse in Jugoslawien flohen viele Menschen nach Österreich. In Wien wurden viele Flüchtlingsheime eingerichtet. Diese Menschen hatten nichts. Ihre Betreuung war ein wichtiges Thema, doch durch Sprachbarrieren schwer zu bewerkstelligen. Dieser Aufgabe und der Tatsache, dass in einigen Bezirken Wiens der Anteil an nicht Deutsch sprechender Bevölkerung sehr hoch war und viele dieser Menschen auch zum Klientel der Jugendämter gehörten, wurde Rechnung getragen und Dolmetscher beigelegt, aus Kostengründen keine ausgebildeten, sondern oft aus den Reihen der Flüchtlinge stammende Männer und Frauen.

Im Sommer 1988 berieten zehn Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter der Abteilung in einer vierstündigen Sitzung über Wünsche und Vorstellungen der Sozialarbeit im Jugendamt und der Entwicklung der Jugendwohlfahrt für die Zeit von 1990 bis 2000. Als Ergebnis wurde die Einrichtung einer „Zukunftswerkstatt“ angeregt, in der zu einzelnen Themenbereichen notwendige Veränderungen erarbeitet werden sollten. Diese wurde installiert und traf am 4. November zur Eröffnungsbesprechung mit dem Abteilungsleiter OSR Dr. Prohaska zusammen. Die Gruppe war mit zwölf Mitgliedern aus den verschiedensten Bereichen der Abteilung be-

wusst klein gehalten, sollte monatlich zusammentreffen und sich unter Beiziehung von Experten mit verschiedenen Themenbereichen auseinandersetzen.

Ab Jänner 1989 tagte die Zukunftswerkstatt und erarbeitete Konzepte und Strategien zur Umsetzung. Ein Schwerpunkt lag dabei auf der Auseinandersetzung zum Thema Regionalisierung, das damals international im Trend lag. Der Arbeitskreis stellte prinzipiell fest, „dass der Tendenz, Angstmachendes auszugrenzen und wegzusperren, von Seiten des Jugendamtes entschieden entgegengewirkt werden muss. Der ambulanten Arbeit mit schwierigen Kindern und Jugendlichen ist absolute Priorität einzuräumen“<sup>12</sup> Das „Fiduz“, eine Wohngemeinschaft, die auch als regionales Krisenzentrum geführt wurde, war 1990 eines der ersten Ergebnisse der Zukunftswerkstatt. Erstmals arbeiteten SozialarbeiterInnen und SozialpädagogInnen in einem Team in der Fremdunterbringung zusammen. Auch war das Fiduz die erste regionale Ressource.

Aber auch Tendenzen in der Stadtentwicklung wurden analysiert. So hatte sich der innerstädtische Raum immer mehr dazu entwickelt, zwar als Arbeitsort attraktiv zu sein, jedoch wenig Akzeptanz als Wohnraum für Familien zu finden. Familien der Mittel- und Oberschicht zogen verstärkt an den Stadtrand, während die „Unterschicht“ und Ausländer in den innerstädtischen Gebieten wohnen blieben. Dies führte zu „Ballungsgebieten“ z.B. von schlecht verdienenden Familien mit schlechten, kleinen Wohnungen sowie zu hohem Ausländeranteil in manchen Regionen. Andererseits schossen an den Stadträndern riesige Wohnsiedlungen aus dem Boden und die zuständigen Jugendämter spürten diesen Zuzug von hauptsächlich Familien mit Kindern an den steigenden Klientenzahlen. Die

## Zukunftswerkstatt erarbeitet neue Konzepte

Wohnungen waren oft teuer, die Einrichtung wurde auf Raten bei Versandhäusern gekauft. Wenn dann unerwartete Ereignisse - wie Verlust des Arbeitsplatzes oder Trennung - eintraten, gerieten die Familien ins Dilemma. Der Arbeitskreis war sich einig, dass das Jugendamt nicht für Grundsicherung zuständig sein sollte, sondern vielmehr dafür, zusätzliche Verbesserungen und Angebote zu schaffen.

In Wien lag die Säuglingssterblichkeitsrate in den Jahren 1980 bis 1987 mit zwölf Prozent deutlich über dem Österreichdurchschnitt. Auf Schwangerenbetreuung sollte daher verstärkt Augenmerk gerichtet werden. Dies wollte man mit Ausbau der Serviceangebote in der Schwangeren- und Kleinkinderberatung erreichen, weshalb die Elternberatung verstärkt in Eltern-Kind-Zentren ausgebaut werden sollte. Bis 1993 entwickelte die Zukunftswerkstatt einen Fahrplan für die weitere Entwicklung in der Jugendwohlfahrt und erarbeitete Vorschläge zu deren Umsetzung. Dabei zieht sich die Diskussion um Spezialisierung der SozialarbeiterInnen in den Ämtern ebenso wie ein roter Faden durch alle Protokolle, wie der Hinweis der Fachaufsicht Inge Hölzl, dass eine Personalaufstockung unbedingt erforderlich sei, da immer mehr Angebote mit Servicecharakter zu den traditionellen Aufgaben hinzukamen. Die später durchgeführte Organisationsanalyse der Abteilung, die Reform der Fremdunterbringung „Heim 2000“, aber auch die unter dem Schlagwort „Splitting“ schon lange zumindest von Seiten der SozialarbeiterInnen geforderte Trennung der Bereiche Sozialarbeit und Rechtsfürsorge auf der hierarchischen Ebene wurden auch von der Zukunftswerkstatt artikuliert.

## **Heim 2000 und ein neues Sozialarbeits-Modell in Ottakring**

In den letzten 10 Jahren hat sich in der Abteilung so viel verändert, dass es sehr schwer ist eine Auswahl zu treffen, was davon in diesem Bericht erwähnt werden soll.

Ein Meilenstein war sicher die neuerliche Heimreform. In den zu Ende gehenden 80er Jahren waren die Überstellungen von Kindern in Heime stark zurückgegangen und hatten sich auf jährlich rund 600 eingependelt. Die Zahl der Heimplätze wurde reduziert. Dann kam 1992 ein dramatischer Anstieg auf 1.000 überstellte Kinder. Es war die höchste Zahl seit elf Jahren. Und niemand wusste wohin mit den vielen Kindern. In einigen Heimen wie Biedermannsdorf, Klosterneuburg, Lindenhof und Hohe Warte waren Flüchtlingsfamilien aus dem ehemaligen Jugoslawien - aus Kroatien und Bosnien-Herzegowina - untergebracht. Die Kinderübernahmestelle in der Lustkandlgasse - mittlerweile Julius Tandler Familienzentrum genannt - platzte aus allen Nähten und war alt und abgewohnt. Die MitarbeiterInnen dort waren überlastet und heillos überfordert. Es war kaum möglich, ein Kind in einer Krisensituation dort unterzubringen.

Tagelang mussten die SozialarbeiterInnen der Jugendämter selber freie Heimplätze suchen, die es nicht gab. Als erste Reaktion wurde im Oktober 1993 eine Krisenwohngruppe für 12 bis 14-jährige Burschen in der Oberen Augartenstraße eröffnet. Es folgte das Krisenzentrum in der Columbusgasse im 10. Bezirk im August 1994, in das schulpflichtige Kinder aus der Region zur Abklärung der Krisensituation für sechs Wochen gebracht werden konnten.

Ab Mai 1995 traf sich regelmäßig ein Arbeitskreis von MitarbeiterInnen der

## Zehn Jahre mit vielen Veränderungen

## Das erste Krisenzentrum

## Wohngemeinschaften statt Großheimen

MA 11 mit dem Leiter der Universitätsklinik für Neuropsychiatrie des Kindes- und Jugendalters Prof. Walter Spiel und seinem damaligen Mitarbeiter und späterem Nachfolger Dr. Max Friedrich. Dieser Arbeitskreis sollte eine Reform der Heimerziehung erarbeiten, die eine Dezentralisierung der Unterbringung und die Schaffung von regionalen Krisenzentren vorsah.



Eingang des Krisenzentrums Sandleiten

Im Oktober 1995 wurde eine Tagung unter dem Titel „Heim 2000“ abgehalten und danach mehrere Arbeitsgruppen eingesetzt, die bei einer Enquete im Mai 1996 ihre Ergebnisse präsentierten.

In den folgenden Jahren wurden wienweit Krisenzentren geschaffen, die nach dem oben beschriebenen Konzept der Columbusgasse arbeiten. Für Burschen und Mädchen über 15 Jahre gibt es je ein überregionales Krisenzentrum. Babys und Kleinkinder werden bei Krisenpflegefamilien untergebracht. Ziel ist, es in einem Zeitraum von sechs bis acht Wochen zu klären, ob eine Herausnahme des Kindes aus der Familie zwingend erforderlich oder ob durch Zuschalten von unterstützenden Maß-

nahmen eine Belassung in der Familie möglich ist. Wenn die Kinder doch untergebracht werden müssen, so soll das vorzugsweise in der Region, aus der sie kommen, erfolgen, um ihnen ihr gewohntes Umfeld möglichst zu erhalten. Das Motto heute ist „So lang wie nötig – so kurz wie möglich.“ und der erste Tag der Fremdunterbringung sollte auch der Beginn der Rückführungsarbeit mit den Eltern sein. Manchmal scheitert das jedoch an der Kooperation und den Möglichkeiten der Eltern. Die großen Heime werden sukzessive geschlossen und durch kleine Wohngemeinschaften mit acht Kindern und Jugendlichen ersetzt.

Anlässlich einer Enquete zum Reformprojekt „Heim 2000“ im März 1996 wurde auch ein neues Arbeitsmodell im Jugendamt vorgestellt. Und dieses Modellamt war das Jugendamt Ottakring!

Wie schon in den 70er Jahren, als das Jugendamt Ottakring mit der Gründung des ersten Großsprengels neue Wege ging, war es auch jetzt so. Unter der engagierten Führung der Leitenden Sozialarbeiterin Ute Harasek erarbeiteten die MitarbeiterInnen – neben dem laufenden Betrieb wohlgernekt – ein neues Konzept und stellten den gesamten Arbeits- und Zuständigkeitsbereich um. So verließ man die Zuständigkeit für Familien nach Adresse und entwickelte fachspezifische Teams, die je nach Inhalt des Anliegens oder des anfallenden Problems der Familien ihre Zuständigkeit definierten. Drei Teams wurden gebildet. Eines mit klarer Zuständigkeit für „Unterstützung der Erziehung“. Dieses arbeitete multiprofessionell unter Einbeziehung einer Sozialpädagogin und einer Psychologin. Ein Team hatte eine klare Zuständigkeit für Kinder und Jugendliche, die nicht in ihren Familien leben können, also fremduntergebracht sind, aber auch für Kinder und Jugendliche,

## Jugendamt Ottakring: neues Konzept für die Sozialarbeit

die sich aus welchem Grund auch immer ratsuchend an das Jugendamt wandten. Das dritte Team befasste sich mit den „Sozialen Diensten“, also mit Beratung und Unterstützung bei Anliegen wie finanzieller Unterstützung bis Erziehungsproblemen, der Abwicklung der Sprechstunden sowie der Bearbeitung von Gerichtsakten.

Diese Teams arbeiten in Krisenfällen zusammen. Wie alles Neue, wurde auch dieses Modell von außen argwöhnisch betrachtet und es bildeten sich bald zwei Lager. Die Befürworter lobten das Modell als sinnvoll und zielführend. Die Gegner nannten es unklar und verwirrend. Die KlientInnen nahmen es positiv auf. Kundenzufriedenheitsbefragungen in der Regionalstelle bescheinigen dem Modell immer gute Werte und hohe Zufriedenheit. Aber einer Hilfesuchenden ist es schlichtweg egal, ob sich jemand auf Grund der Adresse oder des Problems zuständig fühlt, Hauptsache ist, dass die Zuständigkeit da ist und beraten und geholfen wird.

Vorteile bringt so ein Modell für die MitarbeiterInnen und für die Qualität der geleisteten Arbeit. Spezialisierung steigert die Qualität und klare Arbeitsinhalte, im besten Fall noch nach Neigung gewählt, erhöhen die Zufriedenheit der MitarbeiterInnen. Das Modell aus Ottakring hat mittlerweile in diversen Abänderungen und Modifizierungen viele Nachfolgerinnen erhalten. Viele Regionalstellen Soziale Arbeit mit Familien – ehemalige Bezirksjugendämter – arbeiten heute in Clearing- und Betreuungsteams, haben das alte Sprengelsystem verlassen. Und Ottakring war wieder einmal Vorreiter!

## Der Wal MAG ELF

Eine umfassende Organisationsanalyse von 1995 bis 1997 machte die Notwendigkeit einer Umorganisation der Ab-

teilung deutlich, die von der neuen Abteilungsleiterin, Frau OSR Mag. Renate Balic - Benzing, seit 1996 zügig durchgeführt wurde. So wurden die Dezer-nate neu aufgeteilt, klarer geordnet und mit einer berufseigenen Leitung versehen. Das bedeutet, dass der Bereich Jugendwohlfahrt/Sozialarbeit der ehemaligen „Ämter für Jugend und Familie“ (früher „Bezirksjugendämter“) nun in eigenen Organisationseinheiten, den „Regionalstellen für Soziale Arbeit mit Familien“, von einer Sozialarbeiterin bzw. vereinzelt einem Sozialarbeiter geleitet wird, und die Regionalstellen Rechtsfürsorge – also die ehemaligen Berufsvormünder und heutigen SachbearbeiterInnen der Rechtsfürsorge – von einer/einem RechtsfürsorgerIn. Auch wurden ehemalige Ämter in großen Bezirken geteilt und kleinere zusammengefasst, was Vorteile für die Organisation des Arbeitsablaufes brachte. Es gibt keine Amtsleiter und Amtsleiterinnen mehr, sondern Leitende SozialarbeiterInnen und Leitende RechtsfürsorgerInnen. Natürlich ging das – wie jede Veränderung von alteingesessenen Strukturen – nicht ganz reibungslos und einfach vor sich.

Ein Problem vermutlich nicht nur der Jugendwohlfahrt ist, dass immer nur auf Gegebenheiten in der Gesellschaft, auf Bedürfnisse der KlientInnen, seien es nun Kinder, Jugendliche oder Familien, reagiert wird. Bis im System einer Magistratsabteilung dieser Größe neue Methoden, Ansätze oder Strukturen geschaffen sind, haben sich meistens die Bedürfnisse und Probleme der KlientInnen schon wieder verändert.

Es muss permanent überprüft, analysiert, angepasst und verändert werden. Und das ist – auch auf Grund der gegebenen Ressourcen äußerst schwierig. Auch nimmt die Armut in Teilen der Bevölkerung wieder zu und dem gegenüber steht eine hochqualifizierte, Ange-



Das neue Logo der MAG ELF

Statt der „Ämter für Jugend und Familie“ nun Regionalstellen Soziale Arbeit mit Familien und Regionalstellen Rechtsfürsorge

## Verstärkte Öffentlichkeitsarbeit der MAG ELF



Broschüre „G'sunde Watschn“ der  
Medienkampagne der MAG ELF

botspalette. Die Schere klafft dann auseinander: bei zunehmender Verarmung bestimmter Bevölkerungsgruppen ist die Grundsicherung das vordergründige Problem. Der Bedarf an psychosozialer Betreuung wird von den KlientInnen zwar oft erkannt, aber häufig ist es schwierig, diese Angebote auch annehmen zu können. Eine Alleinerzieherin, die froh ist Arbeit zu haben, kann sich nicht frei nehmen, um ihr Kind regelmäßig in die Therapie zu bringen.

Da ein Bereich wie die Jugendwohlfahrt natürlich auch gesellschaftspolitisch einen wichtigen Auftrag hat und um Sensibilisierung der Gesellschaft für bestimmte Themen bemüht sein muss, wurde im bis dahin eher vernachlässigten Bereich „Öffentlichkeitsarbeit“ eine eigene Servicestelle geschaffen. Ursprünglich als Servicetelefon für die erste große „Antigewaltkampagne“ Ende 1997 ins Leben gerufen, ist die Servicestelle heute eine wichtige Ressource nicht nur für die MitarbeiterInnen, sondern auch für die Bevölkerung. Telefonische Erstberatung und Information wird kompetent und engagiert angeboten.

Außerdem wurden erstmals Medienkampagnen zu diversen Themen von „Problemen mit Säuglingen“ bis „Pubertätskrisen“ durchgeführt.

Die Abteilung erhielt ein Logo, den Wal, mit einem Babywal an der Seite. Ein Leitbild wurde gemeinsam mit den MitarbeiterInnen entwickelt. Als das Leitbild fertig war, gab es am 6. Oktober 2000 ein tolles Fest, meines Wissens das erste in der Geschichte der Abteilung. Und auch der Name wurde geändert: nicht mehr MA 11, sondern MAG ELF .

Zum Wäschepaket gibt es jetzt Rucksäcke und Dokumentenmappen mit dem Wal darauf. Und damit die KundInnen das auch nach Hause tragen können zusätzlich Papiertaschen ebenfalls mit dem Logo.

Seit 1998 hat die Zentrale ein eigenes neues Haus in der Rüdengasse, gleich neben dem Jugendgerichtshof. Und seit Jänner 2000 hat die Abteilung eine „Schwester“.

Auch im Kindergarten- und Hortbereich wurden neue Strukturen geschaffen. So wurde eine eigene Abteilung, die MA 11 A, geschaffen. Und die hat als Logo ebenfalls den Wal, nur mit drei Kinderwalen daneben.

Die Modernisierung der technischen Ausstattung schreitet voran. So gibt es jetzt schon PCs und Handys für viele MitarbeiterInnen. Die Abteilung ist vernetzt und hat eine eigene Homepage. Es wird aktiv Öffentlichkeitsarbeit gemacht und daran gearbeitet, das Leitbild zu leben.

In den Reihen der Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen gibt es welche, die schon als „HauptfürsorgerInnen des Bezirksjugendamtes“, danach als „SozialarbeiterInnen des Amtes für Jugend und Familie“ und jetzt als „SozialarbeiterInnen der Regionalstellen für Soziale Arbeit mit Familien“ gearbeitet haben und arbeiten - manche von ihnen erleben all diesen Wandel sogar, ohne jemals den Arbeitsplatz zu wechseln. Ein von mir sehr geschätzter Kollege<sup>13</sup> beschrieb es einmal treffend *„Ich muss mich gar nicht bewegen, die Welt (und die Abteilung, Anm. der Verfasserin) bewegt sich um mich“*

Auch „sportliche Glanzleistungen“ sind in dieser Epoche wieder zu verzeichnen. So nahmen einige Teams der MAG ELF im September 2001 am BusinessRun im Prater teil. Und ihre Leistungen konnten sich sehen lassen. Das beste Mixed-Team der MAG ELF, die „CRG 17/18/19“ belegten unter 336 Teams den hervorragenden 69. Platz! Aber auch die Leistungen der „Running Whales“, „Pinguin Runners“, „Querläufer“, und wie sich alle nannten, waren beachtlich. Hervorstechend war allerdings die Leistung des einzigen reinen Frauen-

teams „imix-akbal“<sup>14</sup>. Sie belegten von 111 reinen Frauenteamen den beeindruckenden 40. Platz und bewiesen damit, dass Frauen nicht nur geeignet sind, sich – frei nach Tandler – in Seelenzustände zu denken, sondern auch verdammt schnell laufen können.

## Wien ist anders, Ottakring auch

Wien hat sich in den letzten Jahrzehnten zu einer lebenswerten Metropole entwickelt. Rege Bautätigkeit und der Ausbau von Freizeiteinrichtungen, sei es nun die Donauinsel oder der jährliche Eistraum vor dem Rathaus, Festwochen oder Ausbau der Gasometer beeindrucken. Aber nicht nur die Stadtverwaltung war aktiv, auch BürgerInnen haben politische Verantwortung übernommen und Projekte ins Leben gerufen, die ihresgleichen suchen. Das Integrationshaus<sup>15</sup>, eine Initiative engagierter Menschen, beherbergt und betreut seit 1995 Flüchtlinge und hat Vorbildfunktion. Der jährliche Flüchtlingsball im Wiener Rathaus soll Spaß machen und Geld hereinbringen – und erreicht beide Ziele.

Den Rechtsruck der Bundesregierung nach der Nationalratswahl 1999 hat Wien nicht mitgemacht. Aber spürbar ist er dennoch. Das „Sparpaket“ für das Ziel „Nulldefizit“ musste Wien mittragen, Gesetzesänderungen auf Bundesebene wirkten sich aus. Bereits im Jahr 1993 ging in Wien als Antwort auf das „Ausländervolksbegehren“ eine Viertelmillion Menschen zum Lichtermeer auf die Straße.

Auch in Ottakring geht's voran: Es wurde Neues gebaut und Altes liebevoll renoviert. Der Brunnenmarkt ist immer noch die bunte Seele des Bezirks, als Umschlagplatz von Waren aller Art. Und bei der Neugestaltung des Yppenplatzes wurde die Bevölkerung eingeladen, mitzuplanen. Auch die Brauerei gibt's noch und Julius Meinl!



Sujet einer Werbekampagne der MAG ELF

Einige Heurige sind auch noch da und viele Wirtshäuser. Die U-Bahn fährt seit Dezember 1998 bis Ottakring und in ihrem Umfeld wurde die Kunstmeile Ottakring angelegt. Und immer noch hat ein Drittel der in Ottakring lebenden Menschen nicht Österreich als Geburtsland oder Deutsch als Muttersprache. Es ist genauso multikulturell und bunt geblieben, wie es früher war, und das ist schön.

In den Räumen des Bezirksmuseums findet man als Interessierter wahre Schätze über die Geschichte des Bezirks und ein 80jähriger Mitarbeiter – von Geburt an mit Leib und Seele Ottakringer – kann erzählen, dass es die helle Freude ist.

<sup>14</sup> benannt nach den „Sternzeichen“ der Mayas

<sup>15</sup> unter den InitiatorInnen waren auch einige SozialarbeiterInnen der MAG ELF

Das Jugendzentrum in der Ottakringerstraße 200 ist seit über 20 Jahren Treffpunkt. Ein neues Projekt im Albert-Seversaal gibt Jugendlichen die Möglichkeit ein Musical zu schaffen und das gesamte Know-how zu erlernen. Es heißt „Das Projekt“ und es werden viele Workshops für Jugendliche zwischen 15 und 18 Jahren angeboten.

In der Volkshochschule Ottakring werden SchulabgängerInnen im Projekt „Jubiz“ für den Berufseinstieg trainiert. Das Eltern-Kind-Zentrum in der Ottakringerstraße bietet engagiert Programme für werdende und junge Eltern an. Im Krisenzentrum Sandeilen in der Rosa-Luxemburg-Gasse sind SozialpädagogInnen rund um die Uhr für Kinder in Krisensituationen da.

Das Europahaus des Kindes ist eine große Ressource in der Region, wo Kinder – nicht nur in den Ferien – gefördert und betreut werden. Integrationsfond und Gebietsbetreuung kämpfen tagtäglich um bessere Lebens- und Wohnbedingungen ihrer KundInnen.

Kindergärten, Horte und Schulen sind traditionell engagiert. Und alle zusammen arbeiten unter immer schwieriger werdenden Bedingungen, da die Finanzmittel knapp sind.

Na, und das „Jugendamt Ottakring“, mittlerweile Regionalstelle für Soziale Arbeit mit Familien und Regionalstelle Rechtsfürsorge ist mit unermüdlichem Einsatz auch noch da, wo alles als erste Fürsorgestelle begonnen hat.

ALLES GUTE ZUM GEBURTSTAG